

# Kramerius 5

Digitální knihovna

---

## Podmínky využití

Knihovna poskytuje přístup k digitalizovaným dokumentům pouze pro nekomerční, vědecké, studijní účely a pouze pro osobní potřeby uživatelů. Část dokumentů digitální knihovny podléhá autorským právům. Využitím digitální knihovny a vygenerováním kopie části digitalizovaného dokumentu se uživatel zavazuje dodržovat tyto podmínky využití, které musí být součástí každé zhotovené kopie. Jakékoli další kopírování materiálu z digitální knihovny není možné bez případného písemného svolení knihovny.

Hlavní název: **Prager Presse**

Stránky: **II, III**

Freude, weshalb sind deine Wangen gelb und eingesunken? Oder hast du etwa keinen Erfolg gehabt?  
 H a t e p e a r e: O, doch, Man spendete mir viel Beifall und rief mich nach jedem Akt aus.  
 A r i s t o p h a n e s: Das dich etwa irgend ein Aristarch oder Jolius schmeicheln gelassen?  
 H a t e p e a r e: Schlimmer, Aristarch. Am Büßestag gab man mir Manai, schlimmer als Schierling und abends ließen sie mich eine Speise essen, die ein spanischer Hund mit emporgerichtetem Schwanz verzehrt würde.  
 A r i s t o p h a n e s: Bei Gott, was höre ich? Sie haben also bis heute den „elektrischen“ Schien noch nicht erfunden? Sie haben keinen „Dreh“wein? Und haben die „Bogen“Amorosa noch nicht entdeckt?  
 H a t e p e a r e: Nein, Aristarch. Weiser. Sie nähren sich schlimmer als Hundsfütter.  
 A r i s t o p h a n e s: Sag diesem Volk, daß es meine Stücke ja nicht aufzuführen wage. Sonst komme ich und jage es in alle vier Winde. Sollen sie doch Bernerli spielen. Und Wein fassen.  
 Aus dem Polnischen überseht von Leo Kossella.

### Traumgrotesken.

Von Ottomar Winicki.

#### I.

Der Hügel war noch unbedeutend, nur mit dürftigen Grasbüscheln bedeckt. Es konnte noch nicht hoch am Tage sein. Eigentlich würde ich nicht, was ich da oben zu finden hätte. Am Fuße des Hügel's Parvitätsgebäude, Holzplättchen und die letzten Wurzeln einer Vorstadt. Wie dies es hier oben war! Weilsicht fand hier abends Zusammenkünfte von Zuhältern, Dirnen und ähnlichen Gestalten. Es fiel mir ein, daß ich an einer Säule lehnte, an der ich mich bequem lagern konnte. Ich drehte mich um. Es war ein hoher, gutgekleideter Mann. In geringem Abstände ein anderer. Und oben, der Quere nach, irgendeine Lese-Verbindung. Ein aufgeschlagenes Notizbuch etwa. Aber was ging das mich an? Ich beschloß, den Hügel zu verlassen und mich in die Stadt zu begeben. Ich wollte mich zurückziehen — als ich bemerkte, daß ich gar keinen Boden anfaßte, ja nicht einmal ein Sand. Und das — was war das? In der Brust eine sanftere Gähnung, dort wo ich das Herz haben sollte. So, halbnaht mit dem Kopf in der Brust konnte ich ja unmöglich —

Jemand klopfte mir auf die Schulter. Ob ich mein Herz suche? Das hing da oben als Linne in dem röhrenartigen Gebilde!

#### So!

Als mit mein Herz abhanden gekommen war, hätte man sofort nach mir geschandert. Alle Nachforschungen waren vergeblich geblieben. Mein Dienerbüchlein wäre die Genesung des Tages. Es gäbe keine menschlichen Geheimnisse, keine verdeckten Wunder der Natur mehr. Man würde bald keine Bücher mehr lesen. Warum ich bisher so dummes Zeug zusammengeschrieben hätte! Warum die Dichter überhaupt schreiben? Man habe eine A.-G. gegründet, nicht eine einzige Witte wäre mehr zu haben. Mein Herz reagiere auf die leisesten Schwingungen der entfernten gleichartigen Organe und vernichte prompt die unbedeutendsten Dinge der Wirklichkeit, die im Besitze einer Station wären. Ich müße sofort in die Stadt und mich im Zentralbüro melden. Oder besser, da ich halbnacht wäre, wolle er hinterlaufen und er hoffe, daß ich mich dafür erkenntlich —

Was war er! Ich kletterte an dem einen Mast hinauf, schloß mein Herz und lief davon.

#### II.

Ich befand mich plötzlich auf einer Landstraße. Wägen in der Nacht. Nein, es dämmerte bereits. Irgeendein Gelongefindel war um mich. Gerren mit gerüllten Emofingenden, Damen in großer Toilette, mit gerüllten Frisuren. Weiß Gott, wo

ich mir das Rad aufgefaßt hatte! Sie taten sehr intim mit mir, ich kannte sie nicht. Aber ich machte mir keine Gedanken darüber. Jetzt waren sie wieder wie weggeblasen. Ich stieß an einen Baum, eine Telegraphenstange oder so etwas. Hohlh! Vor meiner Nase baumelte da ein Astel wie ein Haberdämbel. Offenbar ein Landstreicher! Ich knipste die Taschenlampe auf — Zufall noch einmal! Der da hing — war ich! Wieder war die Gefäßhaft um mich. Ich wollte den Lumpentier abhängen. „Nein,

lassen Sie das!“ gurrte er. „Jahrelang suchte ich wegebend den Weg nach Arabien. Jetzt habe ich es fast!“  
 Es interessierte die Damen und Herren, wie sich der Landstreicher, nein, wie ich mich aufgeknüpft hatte. Ich leuchtete dem Astel hinter die Stirne. Der Astel war über den Arm eines — Wegweisers gezogen, auf dem zu lesen stand: „Weg nach Arabien 1 Kilometer.“  
 Alle lachten über mich, den Gefäßigen. Ich mit

## Der Schützengel.

Von René Bazin.

Eines Abends, als wir heimkehrten, um uns zur Ruhe zu begeben, als die letzten Strahlen des Tageslichtes den Erdboden berührten, die sie vergoldeten, fand ich unter der Hofstange neben dem Hause auf der bloßen Erde einen von einem Habicht zernagten Vogel. Es war wohl ein Stieglitz, denn die Spitzen der kleinen Flügel waren gelb. Der Kopf und beinahe das ganze Körperchen, ja sogar die Füßchen waren verschwunden. Ein paar graue Federchen vom Häußlein, ein paar grüne, vom Rücken, die goldig schimmernden wenn man sie umdrehte, ein Tropfen geronnenen Blutes, ein paar, in dem allen Ansehen nach kurzen Schrägeln auf Seite gedrückte Flügel, zeigten den Ort an, wo die tragische Begebenheit stattgefunden hatte. Ich ergriff die Spitze der beiden Flügel, auf denen noch ein wenig Flaum klebte, und lehnte traurig über den Tod des Stieglitzes und die Traurigkeit des Raubtiers nach Hause zurück. Ich hätte nicht alle Vögel, Abgeschiedenen davon, daß meine Schwester und mein Gehetz nicht immer trafen, waren wir vom Vater befehlet worden, gewisse Arten zu schonen: Nachtigallen, Finken, Stieglitze wegen ihres Gesanges; Schwalben wegen ihres schönen Fluges; Rotkehlchen wegen ihres gefelligen Wesens und wegen der Freude, die sie empfanden, wenn wir sie im Winter auf den Buchstücken im Garten oder auf dem Gehäule des Brunnens erblickten. Nichtswürdiger Habicht! sagte ich, den Schritt beschleunigend. Ich kenne ihn, er ist groß und fliegt ohne die Flügel zu bewegen und kreist oft viertelstundlang über dem Sünderhof. Ich werde ihn auskundschaften. Ich weiß, wo er nistet; auf dem Wipfel einer Pappe. Man kann von dort die Schreie seiner Jungen hören, wenn er geflogen kommt — die blutende Leiche seines Vogels wie einen Raufen unter sich tragend. Mein Vater wird ihn erschlagen!

Es war Ende April und da es kalt war, heizte man in dem großen Zimmer, wo man gerade den Tisch abgeräumt hatte. Das Haus war noch nicht umgebaut — gerade so wie ich früher als Knabe vergangener Tagen erinnere, ist es mir am liebsten — und wie besahen seinen Salon. Dafür hatte das Speisezimmer, wo man gelegentlich Musik empfing, mit seinem großen Kamin, wo der tief schwarze Kupferstein bildete, ein patriarchalisches Aussehen. Auf den alten geklumpten Kapeten hing an alten Wänden oder Leinwand gemalte, man beschränkte oder unbeschränkte Mann untergeschriebene Bilder, die uns an regnerischen Tagen Gelegenheit gaben in fremden Gegenden zu weilen und im Geiste stundenlang zu reisen. Als ich eintrat, sah mein Vater im roten Lehnstuhl, die Mutter stierte, die Schwestern und der Bruder erwarteten mich, um gemeinsam mit mir „gute Nacht“ zu sagen. Ich zeigte die gefundenen Flügel und rief: „Seht, wieder einer, den er aufgelesen hat! Er ist ein Ungeheuer, das wir erschlagen müssen, sonst werden wir bald keinen Vogel mehr in der Umgebung fangen können.“ „Das ist wahr“, entgegnete mein Vater ernst. „Ich habe schon über dieses Habichtsgeschrei Tagen hören.“ Und weil die Schwestern meine Entdeckung nicht teilen und nur mitleidig die paar Näster und ger-

snüllten Federn betrachteten, die ich in Händen hielt, ich, der ich mich ergriffen fühlte, gab ich eine Antwort, die wohl recht sonderbar klingen mußte — den beiden Mädchen nach zu schlucken, die mir je aus einer Ecke des Kamins entgegenstimmten: „Er hat nicht einmal so viel übrig gelassen, daß man davon eine Feder für den Hut verwenden könnte! Und der Stieglitz muß ganz jung gewesen sein, sieht er hat noch Flaum. Er hat wohl zu bald das Nest verlassen.“ „Stieglitze haben keine Schützengel!“ sagte Mutter. Und Vater fügte hinzu: „Er hat nicht wie Kinder. Ich höre eine Frau aus unserer Gegend erzählen, wie nicht nur die Kinder mangelnde Gefährlichkeit ertrinnen, sondern wie sie überdies noch die Eltern schühen, die sie bei sich hielt.“ In diesem Augenblick öffnete die gute Petronilla, unsere alte Kinderfrau die Tür und rief: „Kinder, alle zu Bett.“ „Oh nein, nein! Bis wir die Geschichte gehört haben!“ Einen Augenblick war es still, und wir wußten nicht, ob die Nachricht der Eltern oder der Wille Petronillas siegen werde. Schließlich, auf einen Wink der Eltern, entfernte sich die gute alte Frau und im Wiederhall ihrer Schritte konnte man ihr Selbstgespräch aus dem Nebenzimmer vernahmen: „Sie machen, was sie wollen. Und dann werden sie früh jammern, daß sie müde sind.“ Sie war mehr als gut, unsere alte Petronilla, aber streng und unnachgiebig.

„Damals“, war Vater an, „war ich noch jung. Es gab mehr Wälder als heute, mehr Reize, und weniger Straßen und die waren so schmal und schlecht, daß man auf beiden zu Pferde reiste. Wenn meine Eltern aus der Stadt auf ihr Gut gelangen wollten, legten sich beide auf eine weiche Stute. Zuboisien galoppierten sie, amüsiert jedoch, ritten sie im Schritt und hoben die Hüfte beim Überfahren der Pferdehöfen; man ritten durch Brombeerbüsche, in denen sich bisweilen das stolze Stieglitzgeschrei verding, das Mutter an Halse trug. Die Gegend war schöner als jetzt und weniger zugänglich. Besonders wenn es die Hügel hinan ging, die die Bretagne umrannen, bildeten die schlechten Wege eine Hindernis. Es gab dort so viel Schlamm und Morast, daß das Pferd das einzig mögliche Beförderungsmittel war, außer man hätte sich mit einem schmalen Bauernmädelchen begnügt. Ein anderes Fahrzeug würde nicht geblieben. Und dennoch war dies die Straße, die einem lebhaften Handelsverkehr diente und Tag und Nacht strömten dort Kaufleute aus verschiedenen Orten der Bretagne und Normandie vorbei. Ich erinnere sie nach ihrer Sprache, als ich in zurem Alter war. Die einen verlaufen in Salz eingelegte Särbinen, die anderen Eier, Geflügel, Butter. Wir konnten eine Butterhändlerin, von der Mutter ihre Vorläuferin für den Winter zu kaufen pflegte. Sie war eine Frau von hoher Gestalt, rötigen Wangen und aufschichtigem Auge. Selten hatte ich unter Bauernweibern eine so entzückende Frau gesehen. Weder Zuboisene noch die Schwärze redeten sie, obwohl sie allein reiste, in den Bauernhöfen wie sie stets den Tisch deckte, im Stall ihren Winkeln und ein Strobbündel für ihr Pferd. Diese Aufmerksamkeitslosigkeits dankte sie ihrer Redlichkeit, ihrem mün-

geren Auftreten und ein wenig ihrem Unglück. Denn sie war sehr bald verwitwet und arbeitete um ihren Sohn erzziehen zu können. Eines Tages sagte ich ihr: „Sie reifen Tag und Nacht, große Honorine, fürchten sie sich nie?“ — „Die, Herr.“ — „Und doch ist es aus ihrem Dorfe hierher sehr weit; die Wege sind schlecht, die Nächte dunkel und man weiß nicht, wo man begegnen kann.“ Die große Honorine hob die Hand wie zum Schwur — eine Hand, vor der sich die Hand eines Mannes hätte verfangen müssen, und fügte hinzu: „Ich sage nicht, daß ich nicht merkwürdige Dinge gehört und gesehen habe, aber mir geschieht nichts, ich bin beschützt.“

Ich bemerkte auf ihrem vollen Gesicht ein banges Rästel und sie fuhr fort: „Herr, als mein Mann starb, füllte ich mein Bettchen, mein Kind, mein Alles, denn er hatte niemanden als mich und ich hätte niemanden als ihn. Meine Familie lebte anderswo. Ich mußte mein Kind mitnehmen, als ich mich einschloß, mit Butter zu handeln, um meinen Besitztümern zu verdienen. Ich machte ihm einen Winkeln im Wagen unter dem Segel ausgereicht. Er war dort gut aufgehoben, das Segelstück schützte ihn vor Regen und wenn der Wind blies, wehrte ich ihn mit meinem Körper ab, ich, die ich vorn saß. Er war daran gewöhnt und ermüdete nicht. Wenn ich in Mondenschein den Schlammwegen betrachtete, schien es mir, daß das unschuldige Kind mich beschützte und daß mir mehrmals ein Unglück ausgehoben wäre, wenn es nicht bei mir gewesen wäre. Ich könnte mehrere Beweise dafür anführen. Sie wissen, was für seltsame Dinge man den Schneefinden der Nacht erzählt. Ich glaube nicht an all diesen Quasch; aber ich habe häufig merkwürdige Laute im Walde am Wegeabende vernommen, ich habe Schatten gesehen, die mir im Schein meiner Laterne wie böse Geister erschienen, die meinen Wagen von vorn und rückwärts umgaben. Ich habe Wanderer gesehen, die das Licht nicht liebten und wenn man sie überholte, ebenso erbebten, als wenn ich erbeute. Da peitschte ich das Pferd, dachte an meinen ahnungslosen Knaben und fuhr darauf los, ohne daß mir etwas geschehen wäre. Eines Tages, in der waldigen Gegend zwischen Mortain und Rouerze, wurde ich getarnet, vor drei Schuren auf der Gut zu sein, deren es überall gibt, und die angeblich im Wäldchen besprochen hatten, mir drei Meilen vor der Stadt auszulauern.“

„Hören Sie nicht, große Honorine“, sagte mir der Vort, — fahren Sie nicht, man wird Sie erschlagen.“ — „Ich habe meinen Schatz mit“, erwiderte ich, — und werde fahren.“ Er verstand nicht wozu ich sprach, aber ich mußte es. Die Nacht war schwarz, das Licht meiner Laterne drang durch den Nebel. Nachtsicht, ich hätte nicht sagen können, wo ich war, — und hätte mein Pferd den Weg nicht gut gekannt, hätte ich mich verirrt. Endlos erstreckten sich die Wälder und endlos war die Stille, wie im Herbst, wenn die Wälder fallen. Ich blühte öfter nach meinem Bettchen als sonst, und um ihn zu sehen, mußte ich mich bücken. An einer Stelle, wo der Weg so schmal war, daß die Wälder sich auf beiden Seiten fast am Rande des Abhanges befanden, hörte ich plötzlich Zweige knarren und eine herabrollen. Ich drehte mich um, nahm mein Kind in die Arme, hob es empor und rief: „Mein Kind, mein Kind, rette mich!“ Eine ganze Weile lang trieb ich das arme Pferd zur Gewissmündigkeit an, dann erst ließ ich mich nach. Am folgenden Tag, Herr, erzählten mir die Leute aus jener Gegend, daß man an der genannten Stelle zwölf Männer gefunden habe, jeder an einer Seite des Wegs, die mit dem Gesicht zur Erde geleget, so fest schliefen, daß man sie lange rütteln mußte, um sie zu erwecken.“ Der Vater verurteilte für eine Weile, dann schloß er: „Hühner habe ich die große Honorine wiederbegegnet. Ihr Peter wußte davon, immer aber schlief er im Wagen, wenn die Mutter unterwegs war. Er war

eigenen Briefe zurück; sie wählte sie als „insipides et sottes“. Woran ihre Mutter antwortete, sie finde sie „divines“ ... „dignes de l'acte“.

Mme. de Grignan war wenig gefühlvoll angelegt, war indolent und süß. Man könnte sagen, sie habe sich der Freundschaft entzogen. Niemand hat sie jemals wirklich gekannt, nicht einmal ihre Mutter, die sich darüber oft beklagte: „Je suis quelquefois blessée“, schrieb sie ihr, „de l'entière ignorance où je suis de vos sentiments“. Sie wollte gefallen, versöhnte es aber, sich liebenswürdig zu machen. Die Gesellschaft langweilte und ermüdete sie. Manchmal, wenn sie auf ihrem Schloße eines jener herrlichen Feste für ein großes Volk von Geladenen gab, begab sie sich auf ihr Zimmer und blieb dort lange Zeit in Einsamkeit. Sie war unzufrieden mit sich selbst und mit den anderen. Sie dachte nicht Mme. de la Fayette, die berühmte Schriftstellerin und beste Freundin ihrer Mutter. Und dem amüsierten C o u l a n g e s fand sie keinen Geschmack; sie mochte sich über C o r d i n e L i u f i n g, den ausgezeichneten Mann, der von jedem man geliebt wurde. Eines Tages, in einem Anfall überer Laune, absprach sie Mme. de la Fayette.

Sie liebte das Leben nicht; ihrer Mutter schrieb sie, sie habe nicht den Wunsch, die Mutter zu überleben. Manchmal, wenn sie sich ihrer Jugend erinnerte, gedachte sie sich melancholischen Gedanken hin. Wie leicht empfand sie ein wenig Neugier darüber, ihre schon neun Jahre nicht besetzt zu haben. Sie dachte an das Fliehen der Zeit und genutz auch an alles, was hätte sein können und nicht gekommen war. Bemerkenswert ist, daß sie nie eine wirkliche Freundin gehabt hat.

Für ihre Nächsten findet sie bittere Worte. Die häßliche Menschheit sieht sie nur eine enttäuschende und ironische Philosophie ein. Jüngelien hat ihr Bestimmtes einen Akzent der Auflehnung. So sagt sie einmal: „Quand la vie et les arrangements

sont tournés d'une certaine façon, qu'elle passe donc cette vie, et le plus vite possible!“ Aber enthält diese Verachtung des Menschlichen nicht ursprüngliche Erwartungen, die enttäuscht wurden? Der Stolz schließt übrigens nicht die Empfindlichkeit aus; im Gegenteil, er setzt sie oft genug voraus. „Vous n'êtes qu'un trop sensible“, schreibt ihr die Mutter, „vous en êtes devorée et consumée.“

Mme. de Grignan hatte eine Art von kaltem Scham, die sie hinderte, sich in ihren wahren Gefühlen zu zeigen. Vor allem wurde sie von der Gegenwart ihrer Mutter paralysiert. Sie fühlte die beständige Zuneigung der Mutter und beantwortete sie so gut sie vermochte. Sie mußte ihrer Mutter geliebt haben, denn die Briefe dieser zeigten sie uns fast stets von den Gefühlen ihrer Tochter besitzend. Aber nicht so gut ging alles ab, wenn sie bestimmen waren. Es läßt sich denken, daß die expansive Fröhslichkeit der Mme. de Grignan die schmerzliche Bitte ihrer Tochter noch mehr hervorgerufen ließ. Mme. de Grignan muß eine Art von Verwirrung und Ungehörigkeit empfunden haben, wenn sie die Beweise eines Gefühls empfing, von dem sie wußte, daß sie es nicht erwidern konnte. Sie war ungeschicklich über ihre eigene Insigilität, aus sich herauszugehen. Und wenn sie manchmal ein wenig müde war dieser überschüssigen Reidenenschaft und dieser ewigen Schmelzelei, braucht daraus gleich geschloffen zu werden, daß sie für ihre Mutter nur Gleichgültigkeit übrig hatte? Sie liebte sie eben auf ihre Art, die weniger expansive war. „Vous n'êtes point une diseuse“, schrieb die Mutter, „vous êtes sincère.“

Überzeugt, daß während dieses funktionsfähigen Jahres hindurch fortgesetzten Briefwechsels Mme. de Grignan, die sonst im Briefwechsel mit ihren Freunden so launisch war, ihrer Mutter regelmäßig, ohne eine einzige Wort zu veräumen, zwei lange Briefe in der Woche schickte, die von der Mutter sogar viel zu lang gefunden wurden, ungeduldet der Freunde, die sie bei ihrem Lesen empfanden.

Mme. de Grignan liebte die Reflexion. Die romanhaften und poetischen Literaturrezensionen besaßte, fand sie Gefallen an philosophischen Werken. Vor Beginn von ihrer Mutter, die sehr fromm war, glaubte sie nicht an Gott. Sie liebte die Diskussion, das Diskussionen, das Betreiben. Descartes nannte sie „ihren Vater“.

Zunehmend — war aus Mme. de Grignan ein esprit fort, so war sie doch eine schwache Seele ohne Schritte in sich selbst. Dagegen war ihre Mutter, die sich ihr doch beugte und ihr ergeben war, eine wichtige Frau von Kopf, mutig und selbstlicher. Die aristokratische Veranlagung der Mme. de Grignan, ihre Herrlichkeiten sind keinerlei Beweis für die Festigkeit ihres Charakters. Sie war ein schwaches Geschöpf, und ihre Mutter war vielleicht der einzige Mensch, der es fühlte. Und zweifellos deshalb liebte sie die Tochter so stark. Ihre mütterliche Instinkts sagte ihr, daß die Tochter ihres Schutzes bedürfte.

### Heinrich Frauenlob stirbt.

Von Wilhelm Schmitzborn.

Heinrich Frauenlob lag in seiner rosiggelinnten Kammer und horch. Sein weißes Haar und sein roter Bart hing, zu einem Urtal verwahten, von seinem Wetz bis zur Erde herunter. Das Kaufmännische Wissen, das den letzten Stroß der Wieder abgedacht, und das in den Jahren der Jugend eine schöne Dame von ihrem Vetz genommen und dem Dichter zugewandt hatte, war längst schwachhaft geworden und erstarrt. „Und sonst gab es im Zimmer nichts mehr als Spinnen an den Wänden und einen Stuhl, der Tisch zugleich war. Die Lampe lag mit abgeschliffenen Seiten an der Ecke. Zwei Wägel hatten sich ein Nest da hineingetragen und flogen durch einen Mauerriß ab und zu. Redsam, wenn ein Hügel an das Holz klopfte, gab es einen Ton, der hoch und tief zugleich an den leeren Wänden nachhallte. Dann hob der Sterbende jedesmal den Kopf und horchte, und das

weisse, kein geordnetes Gesicht färbte sich noch einmal mit einem mühseligen garten Rot.

Geirich hatte dem Mann, der ihm die letzten Tage das Bett gerichtet und zu trinten gerichtet hatte, durch die hingehaltene Hand und schickte ihn aus dem Zimmer. Dann lag er, hielt die blaue Seide fest in den Fingern, horchte nicht länger auf das Zittern der Lampe und wartete nur noch mit vorgerückten glühenden Augen, nachdem er sein ganzes Leben die Armut der Frauen besungen und viel Liebe als Gegenstand gehalten hatte, konnte er nicht sterben in dieser Nacht. Noch eine letzte Schönheit, die die schwache Ungewissheit kam! Wie immer, wenn eine Sehnsucht in ihm sich durch einen Schmerz durchbrannte, begannen in ihm Farben, Töne, Rhythmen gegeneinander zu tönen wie zusammengehöriger Nebel. Wälder rissen sich los, Worte brachen wie Flüße heraus, bis endlich die Ruhe der Lebenden wieder über die Qual trat. Dieses sein letztes Licht galt der schönsten Frau der Stadt, die jeden Morgen, eine Wägel hinter sich, mit niedergebundenen Augen ihr rotes Haar durch die Weiden der Siebelhäupter und die verblühten Anbacht der Wälder trug. Einmal das rote Haar mit der Hand streifen dürfen über der Tod ist da und Armut und Verzweiflung. Darum, Verzeihung begehre dich.

Im dieselbe Stunde lag die Frau mit dem roten Haar, das sie in einem dielen Kranz um den Kopf gelegt hatte, während in der Mitte des Kranzes der helle Scheitel wie ein liebliches Tal im Gebirge glänzte, mit ihren Freundinnen zu Hause und trat das Spinnrad. Da geschah das Seltsame. Wägen in heiterer Strahlung blieben ihr Augen und Mund stehen. Den Kopf ein wenig geneigt gehalten, horchte sie in sich hinein, und plötzlich, von der Brust einer verlangenden Stimme gerufen, erhob sie sich, gab auf seine Frage Antwort, warf ein lila-farbenes Tuch um die Schultern, füllte einen großen Korb schnell mit roten, gelben, blauen, weißen, schwarzen Blüten, Tulpen, Rosen aus dem Garten,

zehn Jahre alt, als sie zum letztenmal durch unsere Gegend fuhr.

Wir besahen das Speisezimmer, meine Schwiegermutter, der Bruder und ich und dachten an die große Sonntage. Die Kinnchen Petronillas bedauerte ich...

Aus dem Französischen überfetzt von Grete Reiner.

Studie.

Von Robert Walser.

Wellecht spreche ich in dieser Studie über drei Dichter, die ihrem Lande zum Ruhme gereichen...

Auf ihn folgte Verelaine, der den Vornamen Paul trug. Einer meiner Schulfreunde, der auch Paul hieß...

Wenn Baudelaire bei aller zur Schau getragenen Würde sinnigste, so sah hingegen Verelaine wie die Liebe...

Baudelaire scheint mir eminent gebildet gewesen zu sein; womöglich war er in der Kunst der Verfeinerung...

Von Verelaine jedoch weiß man, daß er sich mit einem recht unumformbaren Logos begnügte...

Wenn Baudelaire Französisch überliefert hat, und wenn gegen diese gleichsam glühende Verfeinerung das Bedürfnis der Stieglitzjahre...

Der Jüngling Rimbaud betrat Verelaine, und weil er sich das nicht gern eingestand, so verlor er ihn...

nen, daß wir ihn für sehr bedeutend halten. In diesem Unartigen, aber äußerst Energiischen sehen wir...

Rimbaud konnte nicht lesen, weil dies von Verelaine zur Genüge besorgt worden war.

Gesundheit hatte, wie wir vorgetragen haben, schon Baudelaire geübt. Auf diesem Gebiet konnten...

Das bibliophile Kabinett.

Ein weiteres Kapitel über tschechische Bücherjammler.

Der Vizedirektor der Bibliothek des Nationalmuseums, Dr. Josef Volf, förderte in seinem letzten Vortrag im Verein der tschechischen Bibliophilen...

Der Vizedirektor der Bibliothek des Nationalmuseums, Dr. Josef Volf, förderte in seinem letzten Vortrag im Verein der tschechischen Bibliophilen...

Der Vizedirektor der Bibliothek des Nationalmuseums, Dr. Josef Volf, förderte in seinem letzten Vortrag im Verein der tschechischen Bibliophilen...

Der Vizedirektor der Bibliothek des Nationalmuseums, Dr. Josef Volf, förderte in seinem letzten Vortrag im Verein der tschechischen Bibliophilen...

Der Vizedirektor der Bibliothek des Nationalmuseums, Dr. Josef Volf, förderte in seinem letzten Vortrag im Verein der tschechischen Bibliophilen...

kaum noch Auszeichnungen blühen. Bekennnisgebilde konnten keine mehr verfaßt werden.

Rimbaud war kühn und weitblickend, er nahm sich vor, ein Beispiel zu geben, und er bewies, daß man der Literatur damit dienen kann...

Einige Privatdrucke tschechischer Bibliophilen. Neben meinem Abdruck des E. g. o. r. e. s. e. n. „Märchen vom Popogel“...

Bibliophil, einzelne Bücher tauchen in Strahob auf. Major beschließt in tragischer Weise schon im Jahre 1808.

Einige Privatdrucke tschechischer Bibliophilen. Neben meinem Abdruck des E. g. o. r. e. s. e. n. „Märchen vom Popogel“...

Einige Privatdrucke tschechischer Bibliophilen. Neben meinem Abdruck des E. g. o. r. e. s. e. n. „Märchen vom Popogel“...

Einige Privatdrucke tschechischer Bibliophilen. Neben meinem Abdruck des E. g. o. r. e. s. e. n. „Märchen vom Popogel“...

Einige Privatdrucke tschechischer Bibliophilen. Neben meinem Abdruck des E. g. o. r. e. s. e. n. „Märchen vom Popogel“...

Einige Privatdrucke tschechischer Bibliophilen. Neben meinem Abdruck des E. g. o. r. e. s. e. n. „Märchen vom Popogel“...

Die Geschichte des tschechischen Buchdruckes aus der Feder Dr. J. V. o. l. f. s., des Vizedirektors der Bibliothek des Nationalmuseums...

A Chatto & Windus Almanack 1926. Ein entzückendes Büchlein mit einigen Lichtdruckreproduktionen von Werken moderner englischer Maler.

Miroslav Tyrs: Hod olympicky (Verlag Karel Nebel, Prag III., 57 Seiten mit Wapp, geb. 180 Kč).

Einige Privatdrucke tschechischer Bibliophilen. Neben meinem Abdruck des E. g. o. r. e. s. e. n. „Märchen vom Popogel“...

Einige Privatdrucke tschechischer Bibliophilen. Neben meinem Abdruck des E. g. o. r. e. s. e. n. „Märchen vom Popogel“...

Einige Privatdrucke tschechischer Bibliophilen. Neben meinem Abdruck des E. g. o. r. e. s. e. n. „Märchen vom Popogel“...

Einige Privatdrucke tschechischer Bibliophilen. Neben meinem Abdruck des E. g. o. r. e. s. e. n. „Märchen vom Popogel“...

Einige Privatdrucke tschechischer Bibliophilen. Neben meinem Abdruck des E. g. o. r. e. s. e. n. „Märchen vom Popogel“...

und eilte, den Koch mit beiden Händen vor ihrem Reich heranzog, die Kreppe hinstellte.

Als die Frau fort war und das Zimmer wieder still lag, setzten sich die Vögel in das dritte Paar des Dichters...

Spieher-Spiegel.

Von Paul Weßheim.

Der Spieher! Sollte man nicht meinen, er sei seit längerem schon unangenehm Erscheinung geworden...

ungen heißt, die George C. r. o. z. i. m. Verlag Carl Rechner, Dresden, eben herausgegeben hat.

Als die Frau fort war und das Zimmer wieder still lag, setzten sich die Vögel in das dritte Paar des Dichters...

Wenn Rudolf Großmann Zeitgenössisches oder Zeitgenossen geistert, so weiß man, es geschieht aus Willkür...

Wenn Rudolf Großmann Zeitgenössisches oder Zeitgenossen geistert, so weiß man, es geschieht aus Willkür...

Wahrscheinener, mit dem er anfreundet gegen den Anstich der Zeit, diesmal gegen den Spieher-Spiegel.

Groß ist der Dummer, der in der Welt und in dieser Zeit...

Der Kunststiller hat diesem Maler und Zeichner gegenüber einseitigen noch Gemungen...

Wenn Rudolf Großmann Zeitgenössisches oder Zeitgenossen geistert, so weiß man, es geschieht aus Willkür...